

Das erste Bild dieser Reise, die Reckstangen in Morges, etwas westlich des Hafens, oberhalb, auf dem Weg ins Dorf. Der Himmel violett.

An einer Kreuzung treffen drei Mercedesfahrer aufeinander. Sie lassen sich gütig den Vortritt. Derjenige, der zuerst Gas gibt, ist kaum älter als zwanzig. Buchillon. Am Ende der Strasse öffentlicher Strand, menschenleer. Steinchen, hohe Wellen, Gischt. Ein Stacheldrahtzaun grenzt das nächste Landgut ab. «Reserviert für Anstösser und Zoll», steht auf einem Schild graviert. Ich wundere mich, weshalb mehrere Kilometer vor der französischen Grenze bereits Zöllner erwartet werden. Überklettere den Zaun, denn Umkehren verstösst gegen die Regeln dieser Reise. Dabei zerreiss ich mir den Mantel und das rechte Hosenbein. Die Hände bleiben heil. Auf der anderen Seite weiter durch tote Privatparks und Häfen, verlassene Strandhäuser, Villen mit Lichtschranken, Hundegebell. Ich bücke mich ein wenig, als ich das Seeufer entlangschleiche, vermute, dass es schwierig werden könnte, zurück auf die Strasse zu gelangen.

Grand Bois, in der Realität kein Wald, sondern Truppenübungsgelände mit Panzersperren und als Chalets getarnten Bunkern auf Seewiesen. Eine halbe Stunde lang suche ich eine Stelle im Fluss, durch die ich waten könnte. Mit Bretter und Steinen versuche ich eine Brücke zu bauen, scheitere aber. Ich habe keine andere Wahl, ich muss den Fluss hochgehen bis zur nächsten Brücke und weiter bis Allaman. Der Fluss unterquert beim Bahnhof ein Gewerbegebiet. Die üblichen Geschäfte neben grossen Parkplätzen weitab jeder Siedlung. Gehe über das Perron bis zur Unterführung, durch die Industriezone, und folge dem Wander-

weg neben einem Firmenklotz durchs Feld. Ein kleiner Weg am Bach, zurück Richtung See. Auf der linken Seite Panzersperren, von den Einwohnern zärtlich «Toblerone» genannt.

Perroy. Ferienhäuser und Fischerhütten, ein Feldweg. Bis Rolle ist es nicht mehr weit. Hier findet sich ein Internat, in dem die angehende Weltelite ausgebildet wird. Die Burg am See, die Strandpromenade, ein Restaurant, das bei schönerem Wetter sicher einen Zwischenhalt wert wäre. Stattdessen weiter über Stege. Die Gischt spritzt an den Steinen hoch und über den Uferweg. Mein Bein wird nass. Bursinel und Dully, Gemeinden etwas erhöht über dem See, Winzerhäuser, ausgestorben. Die Strasse wieder hinab, Richtung See. Gland, eine abgeschlossene Siedlung mit Eingangspforte. Die Strasse bildet einen Kreis. Es gibt nur einen Zugang zur kleinen Welt in der Grossen.

Kurz vor Nyon führt der Wanderweg über einen Golfplatz, dahinter der See in sattem Blau, Buchten wie am Meer. Etwas weiter östlich davon, weitab öffentlicher Pfade, wohnt ein bekannter Autorennfahrer.

Genfersee. Jeden dritten Tag fahre ich mit der Bahn hierher um zu lesen. Davor muss ich wandern. Bis ich einen Ort finde, der mir würdig scheint. Auf einer Bank zwischen Bäumen, mit Sicht auf den See, öffne ich meinen Rucksack. Entnehme ihm eine Flasche Mineralwasser und das Buch, suche die geknickte Seite, nehme den Kugelschreiber in die Hand. Lese ein paar Sätze, unterstreiche was und schaue der Sonne zu, wie sie im See versinkt.

«Ertrunken?» Noch zu fassungslos, um zu weinen. Noch immer bloss dieser starre Blick, der noch nicht einmal ein Blick der Verzweiflung ist. Sie hat noch nicht verstanden, ist erst gerade aus dem Wasser gestiegen. Noch tropfend. Noch nicht zitternd. Der See, blau, tiefblau – blau und sehr tief.

Sie haben nichts gefunden, keinen Körper, keinen Hinweis. Sie ist weder tot noch lebendig, da ist einfach nichts. Sie ist verschwunden. Verschlungen von der Tiefe. «Nein», sie sagt es immer wieder: «Nein, sie ist nicht ertrunken. Ich war doch dabei!» Einer der Rettungsmänner packt sie am Arm, unsanft, fast wütend. «Wo ist die Stelle, an der du sie plötzlich nicht mehr gesehen hast? Du musst dich erinnern, es geht um ihr Leben. Um ihr Leben!» Sie schaut nur. Aus tiefen Augen, den Kopf etwas schräg, schaut sie ihn an, staunt, blinzelt nicht, obwohl die Sonne in ihre Pupillen sticht. Blind werden.

Rettungsmänner? Dieser hilflose Mann, dünn, bleich und mit Sommersprossen auf dem Bauch – ein Rettungsmann? Eine Weile lang denkt sie darüber nach, ob es dieses Wort überhaupt gibt. Dann schüttelt sie langsam den Kopf: «Fragen Sie die andern. Ich weiss nichts – bloss dass sie nicht ertrunken ist! Sie war plötzlich weg, aber kein Schrei, kein Erschrecken, kein Luftschnappen. Sie war eine gute Schwimmerin. Ich habe gedacht, sie ist untergetaucht, sie schwimmt einfach nur ein paar Züge unter Wasser. Aber sie ist nicht wieder nach oben gekommen. Sie ist getaucht, ich glaube, dass sie getaucht ist, aber ich habe es nicht gesehen, niemanden, und sie ist nicht mehr aufgetaucht. So ertrinkt man nicht.»

Sicher, ganz sicher sagt sie das, so ertrinkt man nicht. Glaubt noch daran. Plötzlich zuckt sie zusammen, erschrickt über ein

Zucken in ihrem Innern, dreht sich ruckartig um, schaut auf den See. Ein See ist es ja nur, kein Ozean mit unendlichen Weiten, nur der Zürichsee, in dem man doch nicht einfach so ertrinken kann. Sie hebt eine Hand, instinktiv, wie um zu winken, will die Bewegung aber gleich wieder zurücknehmen, lässt die Hand halb sinken und hebt sie wieder. Ihr Arm verkrampft sich, sie weiss nicht, was sie tut, aber es macht sie nicht traurig. Ein Lächeln zuckt sogar über ihr Gesicht, wie ein Blitz, dem kein Donner folgt. Dann lacht sie kurz auf, laut. Nein, kein Lachen, sie stösst einen Laut aus. So wie Irre lachen.

Ich bin nicht ertrunken. Ich bin einmal untergetaucht, ein paar Züge unter Wasser. Da hat mich jemand am Fussgelenk gepackt, stark, eine starke Hand. Ich habe sofort gewusst, dass es niemand von denen war, die oben an den Wasserrändern zappeln. Nein, diese Hand ist von unten gekommen, von ganz tief unten hat sie gegriffen, und diese Hand hat nicht im Scherz zugepackt. Trotzdem hatte ich zuerst Angst, denn man hat gelernt, dass man Angst haben muss, wenn man schwimmt und einen so eine Hand tief unter Wasser zieht. Ich habe auch versucht, die Hand abzuschütteln, habe versucht den Fuss aus diesem Griff zu winden. Aber der Griff hat nicht geschmerzt, obwohl er fest war. Diese Hand wollte nicht weh tun. Es war ein zärtlicher Griff, unendlich sehnsüchtig. Aber so fest, dass ich mich nicht lösen konnte. Ich war schon tief unten und hatte keine Luft mehr in den Lungen. Da habe ich die Augen aufgemacht. Nun konnte ich ihn sehen. Er zog mich näher und liess meinen Fuss los.

Weiter auf Seite 46.

Unerwartet schnell, von Blitzen und den ohrenbetäubenden Donner begleitet, saust der Regen in Strömen auf die trockene, nach Wasser lechzende Sommererde nieder. Erst kürzlich wurde das Bergeheu geerntet.

Der Vorhang aus Millionen und Abermillionen senkrecht fallender Regentropfen verändert unsere Sicht. Alles zeigt sich durch fadendünne Gitterstäbe. Das bezeichnende Geräusch, durch die Armeen von Regentropfen hervorgebracht, wenn diese auf das Laub, die Bäume, die Gebäudedächer prasseln, beruhigt, macht schläfrig und weckt tiefe Erinnerungen. Herrlich noch tiefer unter die Decke auf dem Stubensofa kriechen zu können. Unaufhörlich donnern die Wassermassen hernieder. Alsbald bilden sich Sturzbäche, die die Hänge und die Alpstrasse tief zerfurchen. Der einsetzende Temperatursturz lässt schaudern, allmählich frieren. Vom stürmischen Wind rücksichtslos angetrieben, peitscht der Regen an die Fenster und durchnässt die hölzernen Aussenwände der eingeschossigen Maiensäshütte. Unzählige kleine Wasserfälle werfen sich in weiten Bögen vom blechernen Hüttendach und fressen die Bodenfurche abermals tiefer aus. Grausig rüttelt der Wind an den tannenen Fensterläden, und fährt rücksichtslos, mit gewaltiger Kraft unter die blecherne Dacheindeckung.

Wir hatten das Gefühl, inmitten des unheimliche Seufzens und Rumorens, alsbald löse sich das Dach und der Wind trüge es in seinem Sog weit davon. Wiederholt ein Sturmangriff, der das Wellblech zittern und beben lässt. Doch trotzig hält die von meinen Grosseltern in Auftrag gegebene Maiensäshütte den Naturgewalten stand. Wiederum, wie seit Jahrzehnten. Und

bietet Schutz und Geborgenheit auf weit über tausend Meter. Nun kriechen die Nebelschwaden von Waltensburg, meiner Heimatgemeinde, stetig höher und hüllen uns allmählich ein. Der Blick aus den kleinen Fenster zeigt überall das Gleiche: eine gräuliche, schleichende, flüchtige Masse.

Noch immer tobt das Gewitter. Doch die natürliche Urgewalt hat nachgelassen. Rauschend tönt die fest installierte Gaslampe von der Stubenwand. Erst später Nachmittag, zwang uns die Eindunklung, die das Gewitter mit sich brachte, die gasbetriebene Beleuchtung anzufachen. Vertraut der Geschmack nach verbranntem Staub und die sich ausbreitende Wärme. Immer weniger werden die Wasserfälle, die vom Hüttendach schiessen. Ebenso das donnernde Geprassel, durch das Wellblechdach vielfach verstärkt. Gemächlich zieht sich der Nebel auseinander und die Umgebung wird wieder erkennbar.

Nun sind auch die letzten Nebelschwaden verzogen und eine milde Abendsonne lockt uns nach draussen. Herrlich der frische Geruch, die gesäuberte Höhenluft. Überall in den Senken und Schlaglöcher noch Reste von Regenwasser. Langsam erholen sich die Bäume, Sträucher und Pflanzen, und bringen sich wieder in ihre natürliche Haltung.

Ich habe mit meinen über sechzig Lenzen unzählige Narben davongetragen, und zwar sowohl am Körper als auch an der Seele. Wie übrigens jeder Mensch, der mein Alter erreicht, nehme ich an. Die einen sind mit schönen Erinnerungen verbunden, die andern mit weniger erfreulichen.

Unsere Kleinfamilie im Reihenhäuschenquartier in Chur wurde schon bald nach unserem Einzug, Mitte der Fünfzigerjahre, durch einen prachtvollen Berner Sennenhund bereichert, mit dem wir zwei Buben zusammen mit den Nachbarkindern im Garten wie die Wilden herumtollten, wie man damals noch ohne Rassismusverdacht sagen durfte.

Wir trugen kurze Hosen, und weil ich als der Ältere immer der schnellste Sprinter war, rannte «Bless» am liebsten mit mir ums Haus herum. Er schnappte im Rennen spielerisch nach meinen «Wädli», aber nur zum Schein, denn er wollte mich nicht verletzen. Doch einmal war er so aufgeregt, dass er mich tatsächlich in der rechten Kniekehle erwischte. Mutter fuhr mich mit unserem Fiat Cinquecento sofort zum Hausarzt und dieser Onkel Doktor nähte die Wunde. Noch heute streichle ich hin und wieder zärtlich diese Narbe und erinnere mich gerne an unsern unvergesslichen «Bless», der sehr traurig war, dass die «Hunderennen» in unserem Garten von diesem Tag an vorbei waren, und auch für mich versank damit wieder einmal ein Stück Kindheit in der Vergangenheit.

Kommen wir zu einer weniger schönen Erinnerung. Es war in der Mitte der Sechzigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts. In unserem Klassenzimmer befanden sich links und rechts zwei

Reihen Schülerpulte. Dazwischen gelangten die Schüler zu ihren Plätzen. Das Lehrerpult befand sich vorne vor der linken Reihe, die Tür vorne vor der rechten Reihe. Wenn im Laufe der Schulstunde der Lärmpegel nun etwas anstieg, wählte der Lehrer einen Schüler aus, der sich etwas auffällig verhielt, und rief ihn auf. Und nun wusste der Betroffene, was ihm blühte. Der Verkurrte musste sich nämlich in den Vorraum begeben, wo er das Ende der Schulstunde abzuwarten gezwungen war, um dann eine saftige Strafaufgabe zu fassen. Vorher aber fand noch ein ebenso perfekt inszeniertes wie vollkommen stupides Ritual statt, das zu schildern mir heute noch kalte Schauer über den Rücken jagt, gehörte ich doch oft zu den auserwählten Märtyrern. Warum, weiss ich nicht. Vielleicht hatte ich eine besondere schauspielerische Begabung, um dem Spektakel, das jenem in einer antiken Arena glich, eine besonders starke Wirkung zu verleihen. Vielleicht war es auch die Tatsache, dass ich in der hintersten Reihe sass, was die Dauer des gleich zu schildernden Rituals für den Lehrer natürlich Lust steigernd verlängerte. Der betroffene Schüler musste sich nämlich durch den Mittelgang Richtung Lehrerpult bewegen, um zum Ausgang zu gelangen. Der Lehrer seinerseits war inzwischen von seinem Stuhl aufgestanden und stand abwartend neben seinem Pult, an dem der Schüler vorbei musste, um «ins Freie» zu gelangen.

Weiter auf Seite 36.

Sie spazieren entlang des Doubs – virtuell. Der Doubs ist Grenzfluss und Sinnbild ihres Zweifels. Dubius hiess er auf Lateinisch und bedeutet der Unentschlossene.

Die Realität findet zu Hause in den vier Wänden statt. Vieles ist zugemauert. Erstickt ist die Neugier, geschrumpft die Toleranz. Wenn sie einen Satz beginnt, glaubt er schon zu wissen, was sie sagen wird. Vorwürfe haben sich breit gemacht, dahinter kauern Bedürfnisse wie angeschossene Tiere.

Ihre Gemeinsamkeiten haben sich auf Alltäglichkeiten reduziert: Frühstück und Abendessen, ein Ehebett. Noch leben sie unter demselben Dach, aber sie suchen sich Nischen und Plätze, wo sie sich vor dem anderen verstecken können. Sprachlosigkeit breitet sich aus.

Wenn er sich in virtuelle Abenteuer stürzt, ist er unempfindlich gegenüber ihrer Sehnsucht. Er pflegt sein Hobby, hat er ihr erklärt, so wie ein anderer im Keller in jeder freien Minute an seiner Modelleisenbahn bastelt. Die Computerzeit ist sein Leben. Da fühlt er weder Hunger noch Müdigkeit noch seinen kranken Körper. Seine Figur, die er spielt, macht Luftsprünge am Bildschirm und kann über lange Distanzen rennen, auf Straussenvögeln durch die Savanne reiten, sich auf wundersame Weise in einen Drachen verwandeln und mit grossen, ruhigen Schlägen hoch in der Luft fliegen. Probleme in dieser Welt sind lösbar und bringen unmittelbaren Nutzen, Nahrung, Kleider, Rüstung, Gold und soziales Ansehen in der Gruppe.

Tagsüber sehnt sie sich vergeblich nach einem Gegenüber, nach Nähe und Austausch, nach Worten und Berührung, nach Leben-

digkeit. Ihr Betteln nach Aufmerksamkeit stösst auf Ablehnung, macht ihm Angst. Am Abend ist sie leer. Erst nachts, wenn sie längst schläft, schlüpfte er zu ihr ins Bett, fühlt dankbar ihre Nähe und Wärme und schläft schnell ein. Manchmal erwacht sie, wenn er ins Bett kommt. Unfähig, sich zu rühren, fühlt sie die riesige Kluft zwischen ihnen und die beängstigende Nähe, glaubt daran ersticken zu müssen. Dann möchte sie weg, so weit weg, dass die räumliche Distanz der Kluft zwischen ihnen entspreche.

Wo würde sie ihn treffen, wenn sie ihn suchte? Wäre virtuell möglich, was in der Realität unmöglich ist? Wo ist die Grenze zwischen Realität und Virtualität? Und wer hält sie aus? Wie ist sie, die Grenze? Ist sie schmal, ist sie klar, ist sie weit, die Grenze? Gibt es nur ein Hier und ein Dort, oder gibt es etwas dazwischen, ein Grenzland, ein Niemandsland?

So spazieren sie entlang des Doubs – virtuell. Er ist ein anderer und der Doubs ist nicht Grenze, nur Sinnbild dafür. Das geheime Ungesagte lässt vieles offen, viele unbegrenzte Möglichkeiten. Vielleicht werden sie einmal nebeneinander der Aare entlang spazieren – wirklich. Eine der vielen Möglichkeiten. Die Aare wäre nicht Grenze. Sie wüssten, wo die Grenze ist. Sie wollten sie aushalten. Nicht die zwischen Realität und Virtualität, sondern die zwischen Vertrauen und Verrat.

Hier beginnt die Nacht. Ich sitze in einer finsternen, kleinen Kabine. Zwei mal drei Meter. Ein rundes, untertassengrosses Licht verbreitet ein schummriges Grün. Durch die Wand dringen Poltergeräusche. In meiner Kabine ist es still.

Soeben stand ich noch im Zürcher Hauptbahnhof, auf Bahnsteig Nummer neun. Im Kopf des Bahnhofs, im Zentrum des Reisestroms. Da, wo Ankömmlinge aus den Innereien der Bahn durch den Triumphbogen in die Stadt geschleust werden. Wo sich Suchende an einem Punkt treffen und wo Imbissbuden einander die Kunden streitig machen. Alles ist in Bewegung. Die Züge hingegen bleiben stehen, im durchgangslosen Kopfbahnhof. Ihnen bleibt nur der Weg zurück oder in den Untergrund.

Auf dem Bahnsteig schenkte das Abendlicht freie Sicht: Ein paar Gestalten lehnten rauchend an Betonpfeilern, andere umarmten sich, wieder andere verharreten still im Zustand des Zögerns. Auch ich schob den Wechsel von der Dämmerung in die Finsternis vor mich hin, so lange, bis der Schaffner ein Zeichen gab. Zusammen mit den anderen Gestalten stieg ich in den Zug. Die Nacht nahm uns in Empfang und schloss die Tür hinter sich.

Da sitze ich nun. Das grüne Licht starrt mich an wie eine einäugige Katze. Der dünne Plastiküberzug gleicht der Augenbeschichtung nachtaktiver Tiere. *Tapetum lucidum*.

Adam Rossnagel pflegte während meiner Schulzeit darüber zu dozieren. Ich mochte seine skurrile Art. Im Ort war er allerdings nicht gerne gesehen. Als Säufer galt er und als Katzendieb.

Nachts ging er durch die Strassen, nicht immer nüchtern, und deponierte alle paar hundert Meter eine Handvoll Trockenfutter. Niemand sprach ihn auf diese Gewohnheit an, wie ihn grundsätzlich niemand auf irgendetwas ansprach. Die Leute fürchteten ihn. Er gehörte nicht zu uns, sondern kam von *«dort drüben»*, sagten die einen. *«Von irgendwo»*, meinten die anderen.

Als ich Rossnagel ein paar Jahre später zufällig begegnete, erzählte er mir den Grund für seine eigenartigen Nachtspaziergänge. Seine kranke Mutter gab ihm ihre Katze in Pflege. Die Mutter starb, die Katze verschwand. Er suchte sie Nacht für Nacht, über mehrere Monate hinweg. Vergebens.

«Brachte Katzenfutter sie nicht auf den richtigen Weg, so hoffentlich ihr Tapetum lucidum. Sie wissen vielleicht noch, was das ist.» Das war unsere letzte Begegnung. Ich habe ihn seither nie mehr gesehen. Man munkelt, er sei in seine Heimat zurückgekehrt. Oder irgendwohin.

Der Klang eines metallenen Bügels durchbricht die Stille. Etwas leiser gesellt sich der tröpfelnde Wasserhahn in der Kabinenecke dazu. *«Nachts reden alle springenden Brunnen lauter.»* Die Stimme kommt von oben. Sie klingt weiblich. Zwei nackte Füsse baumeln vor meinem Kopf. *«Hallo»*, sage ich. Ohne meinen

Weiter auf Seite 25.

Vielleicht war es die Schuld des Regens, der aufgehört hatte zu fallen. Des Duftes wegen, der nun über der Strasse lag, dass ich ja sagte zu Joachim. Oder die Schuld der Luft, die mein Haar umwehte, die nach Sommer roch, und der Illusion, unsterblich zu sein. Dass ich sagte, um zehn Uhr, gut, bis dann.

Ich gebe das Gefühl, keinen Hafen zu kennen, kein Haus zu brauchen. Drehe mich um mich selbst, lächle, während mir schwindlig wird. Trunken der Schauspielerei.

Ich möchte nicht, dass du von Morgen sprichst, es gibt ihn nicht. Es wird immer nur die Nacht sein, in der wir reden, in der Joachim mir Wein einschenkt und mich nicht fragt, warum bist du hier?

Wir sitzen an der Limmat, versunken die ganze Nacht. Meine Welt sind seine Augen, seine Hände. Am Horizont glänzt milde der Mond, die Sonne bahnt sich ihren Weg, bald stehen sich die Gestirne Auge in Auge gegenüber. Der Himmel färbt sich golden und wir sehen nicht, wie ein Fuchs den Abfallsack aufreisst, denn wir reden von etwas, was nie geschehen ist und halten uns. Wir können nicht einmal von Vergangenen schwelgen. Abgenutzt und blass scheint die Erinnerung des ersten Blicks über den Raum hinweg. Der Vorlesungsaal mit den engen Bänken und den Seitenblicken, die Pause, in der wir zwischen Kaffeeholen noch Mut hatten für die ersten Worte. Unser beinahe Kuss zum Gewummer des Basses, mitten in der Menge. Sein Geruch zwischen Bier und Zigaretten und einer durchtanzten Nacht. Die Erinnerungen verrinnen wie Sand in meinen Fingern. Alles schreit nach Fortsetzung, nach Holznachschub im Feuer.

Der Morgen wird totgeschwiegen. Mein Morgen ist mit Kai bestimmt. Ich bin gebunden, durch Worte wie mit Fesseln. Ich liebe dich, sagt Kai und schaut mich fordernd an. Seine Augen sind blau und grün wie ein See. Ich falle mit allen Kleidern und offenen Augen. Das Wasser umtreibt mein wogendes Haar, es schwebt wie Seegras im tiefen Nass. Ich sinke und sinke gegen Grund, während ich Kai ergeben erwidere, ich dich auch. Kai und ich sind jetzt beschriftet. Unsere Welt passt in einen Schuhkarton. Wir sind ein Paar: Ich bin seine Freundin und er mein Freund. Alle nicken und wissen Bescheid. Worüber bloss, frage ich mich und bekomme keine Luft.

Zwei Stühle im Garten am Fluss, dazwischen ein Tisch. Mein Glas füllt Joachim nach, als fürchte er den Boden. Ich sehe, wie er mich ansieht. So austauschbar, wie ich ihm bin, will ich bleiben. Sonst könnte er das Unrige nehmen und in eine feste Welt tragen. Ich setzte das Glas ab und atme tief, damit sich alles langsamer dreht, dem Nullpunkt zu. Ich möchte schweigen, damit nichts Gesagtes etwas anderes ausgrenzt. Damit jeder seine eigene Vorstellung des geteilten Stücks Zeit hat. Der Wind heult auf, er nimmt Joachims Worte, die seinen Mund verlassen, mit auf Reisen. Ich sehe ihn stumm die Lippen bewegen und schliesse die Augen gegen das Sonnenlicht.

Schreib, mein Leben begann mit dem Tod. Schreib, der Tod hat meine Familie ausgelöscht, bevor ich fähig war, selber für mich zu sorgen. Schreib, dass nur der Vater übrig blieb. Er hat mich missbraucht. Jeden Tag.

Hast du das? Gut.

Schreib, dass er mich in ein Kinderheim einweisen liess. Ich wollte halt nicht mehr alles ruhig über mich ergehen lassen. Nicht mehr jeden Tag leiden. Nein, ich weiss nicht, wie das gegangen ist, dass er mich einfach einweisen konnte. Er musste auf jeden Fall erst später ins Gefängnis. Das habe ich dann noch gehört, irgendwo. Also frag nicht.

Schreib, dass das Kinderheim wegen schlechter Führung einige Jahre später geschlossen wurde. Wir Kinder haben dazu nichts mehr gesagt. Es war ja doch alles geschehen. Und die Tränen konnte man nicht mehr wieder reinpressen. Aber immerhin leidet jetzt dort niemand mehr.

Vom Kinderheim kam ich in ein Töchterheim in Zürich. Das war eine Art Ersatzfamilie. Dort lernte ich harte Drogen kennen. Und glitt eben in eine Sucht ab. Wie das halt so kommt. Du weisst, wie das ist. Ne, vermutlich weisst du es nicht, entschuldige.

Im Töchterheim ging es also einige Zeit ganz gut. Ich lernte ein bisschen was, hatte Kameradinnen, die mir auch mal zuhörten, und fiel nach aussen nicht gross auf. Damals liefen ja fast alle mit gefärbten Haaren rum und überhaupt.

Irgendwann ging es dann aber doch nicht mehr. Irgendwann hältst du das ganze Schauspielern einfach nicht mehr aus. Irgendwann hast du genug.

Schreib, dass ich also abgehauen bin. Weg von den Lebenslügen der Menschen. Vom Lehrer, der immer so freundlich tat, aber den Mädchen ständig in den Ausschnitt glotzte. Vom Hausverwalter, dessen Frau sadistisch veranlagt war. So kam er manchmal abends zu uns, was aber die Mädchen wieder störte. Man will ja auch mal allein sein, nicht? Die Bücher hat er uns aber dennoch weggenommen, jene, die wir nicht lesen sollten. Naja, wir waren uns alle schon lange schlimmeres gewohnt. So bin ich also abgehauen.

Hast du das?

Und da kam ich nach Luzern. Hier lebte ich zuerst mal auf den Gassen. Schliefe in der Nacht auf einem Karton am Boden oder auf der Bank. Den Platz unter der alten Langensandbrücke hab ich gemocht. Da trösteten mich die Züge darüber hinweg, dass ich eigentlich alleine war. Ich hatte das Gefühl, noch irgendwie zur Welt zu gehören. Aber meist sitzt du doch nur auf dem Boden und sprichst plötzlich zu den Ameisen, die auf dir rumkrabbeln. Aufpassen musst du bei den Ratten. Die können dir ganze Ohren abfressen. Oder die Nasen. Ich hatte wenigstens damit Glück.

Etwas besser waren besetzte Häuser. Da hast du wenigstens eine Zeit lang dieselbe Adresse. Die kannst du dann angeben, wenn du mal Hilfe brauchst. Versuch mal bei einem Arzt was zu bekommen, wenn du nicht mal eine Adresse hast! Dafür gibt's da immer Stunk mit den Besitzern und der Polizei. Die verstehen einfach nicht, dass wir diese Häuser brauchen. Wie soll man sich denn eine Wohnung mieten, wenn man gesucht wird? Keinen Job hat. Und Geld sowieso keins. Ich musste ja immer sehen,
Weiter auf Seite 40.

Neulich musste ich während der Arbeit auf die Toilette. Nun, Sie verstehen, man soll ja wirklich nur dann während der Arbeit das stille Örtchen aufsuchen, wenn es dringend nötig ist. Daran halte ich mich. Nie würde ich nur deshalb auf die Toilette gehen, weil ich eine Pause brauche.

Es war also dringend, und ich eilte los.

Ich roch ihn gleich, als ich den Raum betrat. Diesen Duft, Sie wissen schon. Den Duft nach Verbotenem. Man mag staunen, dass gerade ich, die ich immer für so naiv gehalten werde, diesen Duft erkenne. Doch glauben Sie mir, ich wusste genau, was sich in dieser Toilettenbox abgespielt hatte. So ganz unerfahren bin ich nicht in solchen Dingen.

Es kann nur wenige Minuten vor meinem Eintritt passiert sein. Jemand hatte das Fenster aufgerissen, doch der Duft klebte hartnäckig über der Toilette. Nach heissem Atem und Ausdünstungen. Herb und süss. Ein eindeutiges Aroma.

Ich war entsetzt. Dass es Leute gibt, die sich das getrauen! Ich meine, es ist ja offensichtlich, was geschehen ist. Und ich weiss auch, wer in der Toilette war und das getan hat: der Vorgesetzte und seine Sekretärin. Die werfen sich immer solche Blicke zu, so eindeutige, und manchmal riecht man es sogar, dass sie miteinander ...

Es ist tragisch. Als Chef sollte er mit seinen Angestellten nicht solche Dinge tun. Ich meine, das zieht doch nur Ärger nach sich, früher oder später. Und die Sekretärin sollte besser einmal ihre Arbeiten erledigen, genug zu tun hätte sie ja durchaus. Aber einige Leute finden ja andere Wege, als zu arbeiten, um im

Beruf nach oben zu kommen, Sie verstehen.

Glauben Sie jetzt nicht, dass ich verklemmt sei. Nein, durchaus nicht. Ich war auch einmal jung, und auch heute habe ich manchmal Schabernack im Kopf. Aber das geht doch nun wirklich zu weit, während der Arbeit und erst recht noch in einer Toilettenbox, da könnte doch jeden Moment jemand hereinplatzen.

Wobei es die beiden wohl genau darauf angelegt hatten. Zwei erwachsene Menschen, die wie Teenager einen Kick daraus ziehen, dabei erwischt zu werden. Wie ordinär.

In ihrem Alter sollten die beiden genügend rücksichtsvoll sein, sich für solche Dinge zumindest an einen Ort zurückzuziehen, wo sie niemanden stören. Wenn sie solche Dinge zu Hause täten, dann meinetwegen.

Obschon ich es auch dann nicht vorbehaltlos billigen würde, nicht nur deshalb, weil es der Chef mit seiner Angestellten macht. Auch sonst, grundsätzlich. Man soll diesen Trieben nicht willenlos folgen, erst recht nicht, wenn man Familie hat. Ihr kann das alles ja egal sein, die hat nichts zu verlieren, die lebt ihr Leben, wie es gerade auf sie zuplätschert ...

Aber er – wenn ich an seine beiden Töchter denke, wird mir bange. Und erst recht der ältere Sohn – wenn der etwas davon mitbekommt! Welch ein Vorbild sein Vater ihm wäre.

Weiter auf Seite 18

Seine Frau – nun, sie wird kaum ganz unschuldig daran sein, dass ihr Mann sich anderswo vergnügt, Sie verstehen schon.

Mein Mitleid mit ihr hält sich in Grenzen.

Natürlich stellte ich mir die entscheidende Frage. Während ich in den Abfalleimer spähte, um zu schauen, ob eventuell ein eindeutiges Corpus Delicti darin lag, überlegte ich mir, ob ich die beiden auf meine Entdeckung ansprechen sollte.

Bei ihr wäre das noch einfacher als bei ihm, das war klar. So von Frau zu Frau lässt sich durchaus über solche Sachen sprechen. Zudem ist sie nicht meine Vorgesetzte, im Gegensatz zu ihm. Wenn ich also jemanden darauf ansprechen würde, dann sie.

Aber trotzdem. Wie sollte ich das tun, ohne dass es peinlich würde? Wie sollte ich ihr sagen, dass mich diese Aktivitäten auf der firmeneigenen Latrine stören?

Sie sehen, es ist nicht einfach.

Im Abfalleimer fand ich übrigens nichts, das meine Entdeckung bewiesen hätte. Ich beschloss, erst einmal nichts zu sagen und darüber zu schlafen.

Ich ging also auf die Toilette, auf jene ganz rechts, auf die, die ich immer benutze, weil dort die Spülung am besten funktioniert. Es ist doch nichts so unangenehm, wie wenn nach einem bestimmten Geschäft noch Überreste in der Schüssel bleiben, Sie verstehen schon.

Ich schloss die Tür und hob den Toilettendeckel an. Und da sah ich sie – nicht nur einen, nein gleich zwei! Sie schwammen in der

Schüssel und hatten das Wasser ein wenig getrübt, ihres Inhalts wegen, Sie verstehen.

Das war der Beweis.

Zuerst war ich unsicher, ob man diese Dinge überhaupt in der Toilette entsorgen durfte. Die könnten doch die Leitung verstopfen. Und dann waren es auch gleich zwei. Doch allein die Vorstellung, sie herauszufischen und in den Abfalleimer zu werfen, ekelte mich an.

Ich spielte mit dem Gedanken, die Toilette zu wechseln und zu ignorieren, was ich gesehen hatte. Doch das liess mein Stolz nicht zu. Ich liess mir doch von den beiden den Gang auf meine Lieblingstoilette nicht verderben!

Also spülte ich die beiden Zigarettenstummel trotz aller Bedenken die Toilette runter.

Ein eisiger Herbstwind bläst mir entgegen. Mit zum Kamm gespreizten Fingern schiebe ich die in die Augen gewehten Haarsträhnen zurück und richte den flatternden Schal. Regen setzt ein, ich gehe schneller, ziehe die Kapuze fest, starre in den Regen, nehme die beruhigende, beinahe hypnotische Wirkung wahr, denke ans Meer. Der schneidende Stich in meiner Brust zieht sich bis in den Kopf hinauf. Tränen rollen meine Wangen hinab, trocknen am Hals, klebrig. Wo waren die hergekommen, so schnell? Ich beuge mich nach vorn, um dieses trockene Brennen kleiner zu machen. Mit gesenktem Kopf laufe ich an der Kante des Bahnsteiges entlang, schau den Schienensträngen nach, ins Leere.

Durch das verschmutzte Lampenglas einer Laterne dringt wenig Licht. Am Rand der Lampe sammelt sich der Regen und tropft schwer auf die Scherben einer zerbrochenen Flasche. Ting, Ting, Ting. Einige der Glasscherben kleben noch an der Flaschenetikette.

Der Zug taucht auf, aus der Kurve. Ich schliesse die Augen. *«Es ist gefährlich, auf dieser Seite der Sicherheitslinie zu stehen»*, sagt eine Kinderstimme. Ein Mädchen, vielleicht zehn Jahre, mit einer umgehängten Gitarre, lächelt mich an. Ich trete zurück. Der Windstoss des einfahrenden Zuges streift mein Gesicht. Meine Knie sind weich. *«Da hast du Recht»*, sage ich und setze ein Lächeln auf, wie andere eine Mütze. Meine Mundwinkel zittern. Das monotone Holpern durch die Eisenbahnschwellen setzt ein. Feine Schneeregenstriche liegen schräg im Himmel, streifen das Fenster. Ich starre in den Regen und denke ans Meer, an den Frühling in Saint-Malo. Der einzige, gemeinsame Urlaub. Vater liest Zeitung, Mutter rennt besorgt um uns herum. Ich bin neun,

Monika ist vier. Sie ist klein, zart, weint schnell und ist häufig krank. Dann der Juli im Jura, die Hundstage, Grossvaters umgebautes Winzerhaus. Die Sonne sticht, die heisse Luft flimmert über den Hügeln. Eines Tages dann, zu Mittag, kommt das Gewitter. Ein zuckender Streifen leuchtet am Himmel auf, bleierne Wolken verdrängen die Sonne, die letzten Schwalben suchen eilig einen Unterschlupf. Donner, Blitze, die Elemente sind in Aufruhr. Schwere Tropfen trommeln auf das Blechdach, schlagen auf der Erde auf, dass der Staub hochspritzt, wie lauter kleine Springbrunnen. Ich presse meine Nase an die gläserne Verandatüre, gegen die Wasserschlieren, verliere mich in Gedanken, in Gedanken ans Meer. Das Salz, der Sand, die Weite, die Wogen, die sich entfernen und wieder zurückkehren, der Duft nach Fisch und Algen. Ich höre es rauschen, höre wie Regen aufs Wasser klatscht. Ich nehme Monika an der Hand und renne mit ihr hinaus in den Garten, der Nachbarsbub folgt uns. Übermütig werfen wir uns ins hohe Gras der Wiese hinterm Haus, reissen uns die Kleider vom Leib und schwimmen. Das nasse Grün ist unser Meer. Wassertropfen peitschen hart auf unsere Kinderhaut. Gänseblümchen, Klee und Löwenzahn kleben an uns fest. Wir sind ineinander verknäult, bis Grossvater uns zurückpfeift. Er reicht uns Decken und lässt uns vor dem Kamin sitzen. Leise knistern Holzscheite im Feuer, meine Wangen röten sich, von der Hitze und von der Rauheit der Luft. Das Glücklichein drückt auf die Kehle.

Weiter auf Seite 3.

Die Dämmerung kriecht langsam über die Berge ins Tal und schluckt den Tag in einem tiefen Atemzug. Die letzten Sonnenstrahlen bäumen sich noch einmal auf, ganz so, als wollten sie dem Unvermeidlichen entkommen. Wissend, dass sie am Ende keine Chance haben. Doch warum es nicht trotzdem versuchen? Ich mag diese Abendstimmung, wenn der Horizont sich schon kopfüber in ein blutrotes Meer stürzt, während die Wolken noch unschlüssig zwischen Leben und Tod, zwischen Hell und Dunkel hin und her pendeln und dabei schön sind wie nie.

Dieses Schauspiel erinnert mich immer ein wenig an das Nichts aus Michael Endes *«unendlicher Geschichte»*. Es nährte sich aus dem Verlust des Glaubens an die Imagination – an Träume, Wünsche und Hoffnungen. Den Gedanken, dass ein undefinierbarer Nebel die Welt in meiner Vorstellung verschlingen würde, fand ich als Kind faszinierend und erschreckend zugleich. Was bliebe von mir, wenn ich meine Fantasie verlieren würde? Was bliebe von der Welt, ohne ihre bessere Hälfte?

Manchmal finde ich dich gut, so wie du bist. Sage ich leise zur Welt, als ich in den inzwischen violetten, noch sternenlosen Himmel schaue. Aus dem Fenster des Postautos, das sich wie ein gelber Wurm durch die Landschaft schlängelt. Weil sie mir solche Momente schenkt. Weil sie den Tag zwar aus dem Spiel nimmt, aber nicht dauerhaft. Sie gibt ihn mir zurück, jedes Mal anders. Das hat etwas Tröstliches. Wie eine leere Leinwand, die man immer wieder aufs Neue geschenkt bekommt.

Man hat selbst in der Hand, was man damit macht. Grenzen gibt es keine. Ich habe einmal gelesen, dass man sein Leben jederzeit,

von einer Minute auf die andere, ändern kann. Man könnte einfach morgens einen Koffer packen und loslaufen. Irgendwohin. Irgendwo ankommen. Irgendwer sein. Dessen sind wir uns oft zu wenig bewusst. Fühlen uns zu gebunden an Verpflichtungen, das Umfeld, unsere eigenen Ansprüche. Doch vielleicht würden wir weniger oft scheitern, wenn wir uns von dem Bild, wie wir zu sein haben und was wir unbedingt tun müssen, früh genug lossagen. Alles über Bord werfen, was uns nicht weiterbringt, sondern nur Ballast ist, der uns am Fliegen hindert.

Vielleicht bin ich deshalb Journalistin geworden, denke ich mir, während ich durch das abendlich-stille Winterthurer Hinterland fahre, der Nacht entgegen. Oder davon. Wer weiss das schon? Vielleicht mochte ich das immer. Dieses Eintauchen in andere Leben, die sich von meinem so grundlegend unterscheiden. Ihre Geschichten hören, ohne darüber zu urteilen. Sie einfach nur nachspüren, fühlen, mich für diesen Moment in sie hineinversetzen. Genau aus diesem Grund mag ich vermutlich auch Filme. Weil in ihnen, genau wie beim Schreiben, alles möglich ist. Weil man auf dem Mond tanzen und in die Fünfzigerjahre zurückreisen kann. Weil man ein Weltraumkrieger, eine Rennschnecke oder ein Geisterjäger sein darf.

Das Nichts ist besiegbare. Meine Fantasie macht mich nicht zu einem besseren Menschen, aber zu einem freieren. Denn in meiner Welt ist alles möglich.